



Familien-, Liebes- und Weltgeschichte verschmelzen bei ihm zu einem großen literarischen Kosmos: Jaume Cabré.

Foto: Isolde Ohlbaum

Kann nur der Böse selbst das Böse verstehen?

Katalonien Auch mit seinem neuen Roman „Das Schweigen des Sammlers“ ist Jaume Cabré ein großer Wurf gelungen: Eine Jagd nach seltenen Schriften und Kunstwerken führt quer durch die Jahrhunderte Europas bis nach Tübingen und Bebenhausen. Von Annika Müller

Das es „ein unverzeihlicher Fehler war, in diese Familie hineingeboren zu werden“, stellt Adrià Ardèvol mehr als einmal im Verlauf seines Lebens fest. Der Protagonist des fast 850 Seiten starken Romans „Das Schweigen des Sammlers“ von Jaume Cabré kommt zu dieser Erkenntnis bereits als altkluger Bub. Die ehrgeizigen Eltern verwehren ihm eine normale Kindheit, statt Liebe kennt der Junge nur überhöhte Ansprüche: Die Mutter will aus ihm einen Geigenvirtuosen, der Vater einen Universalgelehrten machen. Auch als sich das seltsame, hochbegabte Kind längst zum berühmten Universitätsprofessor und Publizisten entwickelt hat, wird sein Leben noch immer von seiner Herkunft überschattet. Spät erst wird Adrià erfahren, dass selbst hinter dem plötzlichen Verschwinden seiner Jugendliebe Sara die Eltern gesteckt hatten.

Nach und nach deckt Adrià die dunklen Familiengeheimnisse auf und muss erkennen, wie ruchlos sein kultivierter Vater beim Erwerb der von ihm begehrten Antiquitäten vorgegangen war. Zu seiner Beunruhigung entdeckt er, dass ihm der Vater nicht nur den unbändigen Wissenshunger, sondern auch seinen „Dämon“ vererbt hat: Adrià verspürt dieselbe Gier, Originalschriften bedeutender Denker zu besitzen, kostete es, was es wolle. Der Anblick eines Manuskripts von Garcia Márquez oder einige Seiten aus Nietzsches „Geburt der Tragödie“ verursachen bei ihm ein Kribbeln im Bauch, ein Jucken in den Fingern und trockenen Mund.

Die Dinge, denen das Verlangen von Felix Ardèvol und seinem Sohn Adrià gilt,

werden von Cabré fast wie eigenständige Protagonisten behandelt. Ihre Geschichte und die Schicksale der Menschen, durch deren Hände sie gegangen sind, werden über Jahrhunderte zurückverfolgt. Da ist zum Beispiel ein Medaillon, das einer jungen Muslima im fernen Orient vor ihrer Steinigung entwendet wurde, um einige Jahrhunderte später wiederum dem ermordeten Jacham Mureda im Alto Adige gestohlen zu werden.

Und da ist die Geige, die aus dem ganz besonderen Holz gemacht wurde, die eben jener Jacham Mureda ins ferne Cremona gebracht hatte. Dieser wertvollen Geige, die der junge Lorenzo Storioni im Jahr 1764 baute und die im Zusammenhang mit dem brutalen Mord an Felix Ardèvol steht, liegt Adrià besonders am Herzen. Er sieht lieber zu, wie die Beziehung zu seiner großen Liebe Sara, einer Jüdin, in die Brüche geht, statt sie den rechtmäßigen Besitzern, Angehörigen von in Auschwitz ermordeten Juden, zurückzugeben.

Die Geschichte der Geige ist einer von vielen verschiedenen Handlungssträngen, zwischen denen Cabré, so scheint es anfangs, willkürlich hin und her springt. Nach und nach erschließen sich dem Leser aber die Zusammenhänge zwischen den in den Text eingestreuten Szenen aus unterschiedlichen Epochen und Ländern. Das Chaos erweist sich mithin als raffiniertes Konstrukt.

Jaume Cabré, der bereits vor dem Erscheinen von „Das Schweigen des Sammlers“ in Katalonien für sein Lebenswerk mit dem „Premi d'honor de les lletres catalanes“, dem „Ehrenpreis der katalanischen

Literatur“, ausgezeichnet wurde, hat seinen Roman wie ein kunstvolles Spinnennetz geknüpft. Wie bei einem Radnetz laufen manche der Erzähllinien auf die Mitte zu, andere führen kreisförmig darum herum und bilden Querverbindungen. Geschehnisse aus Zeiten der sogenannten Heiligen Inquisition, der Nazizeit, Mussolinis Italien oder dem fernen Osten zu Zeiten, als dort überall die Scharia galt – alles hat in letzter Konsequenz mit der Geige und mit Adrià Ardèvol zu tun.

Der 1947 in Barcelona geborenen Cabré ist auch Musiker und komponiert seine Romane wie Symphonien. Wiederkehrenden Themen, Variationen, verschiedenen Stimmen, die sich abwechseln oder überlagern. Auch dass Cabré seine ersten großen Erfolge in Katalonien mit Drehbüchern zu Fernsehfilmen und Serien feierte, merkt man: Er ist ein Meister der schnell geschnittene Szenenreigen und des rasanten Wechsels der Erzählperspektive, den er teilweise sogar mitten im Satz vollführt. Dadurch verschwimmen die Figuren ineinander: Der Großinquisitor wird zum SS-Sturmabführer, das jüdische Mädchen aus Auschwitz zum französischen Geiger des achtzehnten Jahrhunderts.

Neun Jahre lang rang der Schriftsteller mit dem Werk, das sein auch hierzulande mit Kritik und Leserschaft gefeiertes Buch „Die Stimmen des Flusses“ an Komplexität und Dichte noch übertrifft. Die Sprachmelodie, an der Cabré sorgfältig durch wiederholtes lautes Vorlesen feilte, wurden von den Übersetzerinnen Kirsten Brandt und Petra Zickmann verlustfrei und in Rekordzeit ins Deutsche übertragen.

Cabré sagte, er habe einen europäischen Roman schaffen wollen. Dies ist ihm nicht nur hinsichtlich der Schauplätze – darunter Tübingen und das Kloster Bebenhausen – gelungen. Sein sogar weltumspannender Roman streift die Geschichte Europas ebenso wie ferne Kulturen.

Die größte Leistung des Autors ist es aber, große universelle Themen wie nebenbei zu behandeln. Das Politische spielt zwar keine so vorrangige Rolle wie in den bislang ins Deutsche übersetzten Büchern „Senyoria“ und „Die Stimmen des Flusses“. Dennoch schwingt es unterschwellig immer mit. Die Wirren des Zweiten Weltkriegs, die Gräueltaten des Holocaust, die Schatten der Franco-Zeit sind die Kulissen, vor denen sich der Autor seinem eigentlichen Thema nähern kann: Es geht wie so häufig bei Cabré darum, wie Menschen Schuld auf sich laden können, ohne deshalb im eigentlichen und moralischen Sinne gleich böse und unbedingt verurteilenswert zu sein.

Die Geschichte des Bösen wird für Adrià Ardèvol, den Professor für Ideengeschichte, zum wichtigsten Forschungsgegenstand. Erst im Rückblick auf sein Leben jedoch wird ihm bewusst, wie viel Unrecht er selbst begangen hat. Der Roman heißt im katalanischen Original vielsagend „Jo confesso“ – „Ich bekenne“. Cabré, ist wieder ein großer Wurf gelungen. Um es mit den Worten des Vaters Felix Ardèvols zu sagen: Gaudium magnum!

Jaume Cabré: Das Schweigen des Sammlers. Roman. Aus dem Katalanischen von Kirsten Brandt und Petra Zickmann. Suhrkamp Insel Verlag, Berlin. 847 Seiten, 24,95 Euro.

Das Politische kommt hier wie nebenbei ins Spiel.

Verführung sieht doch anders aus

Kunst Ralf Vollmann verspricht dem Leser eine frische Sicht auf Albrecht Dürer. Von Georg Leisten

Albrecht Dürer war wohl das größte Import-Export-Genie seiner Zeit. Aus Italien holte er die Renaissance nach Norden, um zugleich jene Stilmerkmale in die Welt zu tragen, die bis heute als Eigenheiten deutscher Kunst gelten: würdevoller Ernst, philosophische Bedeutungsschwere und handwerkliche Perfektion. Besonders aus den Kupferstichen haben Generationen von Gelehrten immer neue allegorische Geheimnisse herausgekitzelt. Längst sind die tiefgründig schmolle Melancholie oder der im beziehungsreich ausgestaffierten Grubelkabuff hockende Hieronymus zu Ikonen der Kontemplation geworden.

Der Autor tritt gleich mal die Tür ein

Wenn sich der Tübinger Autor Rolf Vollmann nun als kunsthistorischer Laie über jene ziemlich genau hundert Blätter des Dürer'schen Kupferstich-Ceuvres gebeugt hat, dann verfiel er dabei nicht in den Fehler, nach neuen Nanoteilchen theologischen oder mythologischen Weltwissens zu fahnden. Der in Bild- und Textband aufgeteilte „Dürer Verführer“ versucht offenbar, den alten Nürnberger aus dem viel stimmigen Resonanzraum der Zeitenwende um 1500 zu befreien, denn Vollmann widmet sich allein dem, was ihn ganz persönlich fasziniert: der Magie der schwarzen Striche, die aus Linien, Kreuz- und Parallelschraffuren erzählmächtige Figuren entstehen lässt. Das klingt nach einer voraussetzungslosen Einführung für alle, zumal Vollmann manchem Leser noch mit seinem spritzig geschriebenen Romanwegweiser „Die wunderbaren Falschmünzer“ in Erinnerung sein dürfte. Doch die Hoffnung auf ein kurzweiliges Vademekum zur Dürer-Grafik wird enttäuscht.

Weil der Autor überhaupt keinen Deutungsschlüssel hat, tritt er einfach die Tür ein. Will sagen: er beschreibt und beschreibt, Blatt für Blatt. Die Szenen und ihre Details, den Wurf der Gewänder wie die Schamkapseln der Landsknechte, die schwingende Feder am Hut wie die Kachelöfen in den Stuben. All das wird so buchhalterisch-genau protokolliert, wie es Kunstgeschichtsstudenten im ersten Semester trainieren.

Alle Marktverkäufer sind gleich

Erst dann gestattet Vollmann sich Kommentare und Anmerkungen, die meist wesentlich knapper als die Beschreibungen gehalten sind und Dürers Bildsujet mit geistesgeschichtlichen Aperçus zusammenbringen. Doch Nietzsches psychologische Demontage des Märtyrertums oder ein Goethe-Eckermann-Diskurs über Kuckuckseier bleiben im Kontext frühneuzeitlicher Heiliger und Madonnen ebenso unergiebig wie Spontanexkurse, bei denen Dürers frisch-plumpe Bauern auch mal mit den Marktverkäufern vor Vollmanns eigenem Fenster verglichen werden.

Was als vernünftiges, niederschwelliges Bildungsangebot gedacht war, läuft ins offene Messer der Belanglosigkeit. Die Forschung kommt lediglich da zu Wort, wo es um Datierungsfragen oder alternative Titel geht. Wem soll dieses Buch helfen? Dem Fachfremden werden sich durch die assoziative Herangehensweise die epochalen Leistungen des Künstlers kaum näher erschließen, der Kenner indes findet keine substanzielle Information, die er nicht schon besäße. Verführung sieht anders aus.

Rolf Vollmann: Der Dürer Verführer oder Die Kunst, sich zu vertiefen. Zwei Bände. Knaus Verlag, München. 367 und 207 Seiten, zusammen 59,99 Euro.

Meine Buchtipps

Carolin Klein

Buchhändler kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute: Carolin Klein von der Ostend-Buchhandlung in Stuttgart-Ost.

Erfolgstitel der Woche

Wolfgang Schorlau: Die letzte Flucht Jonas Jonasson: Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand

Neuerscheinung der Saison

Manfred Esser: Ostend Roman

Mein Lieblingsbuch

Benedict Wells: Fast genial

Die spannende Geschichte eines Jungen, der auf der Suche nach dem Vater erwachsen wird.

Manche Doktorarbeit hält auch später Prüfung stand

Rückblick Man staunt, wie spannend eine vierzig Jahre alte Promotion sein kann – wenn sie von F. C. Delius stammt. Von Helmut Böttiger

Der Büchnerpreis wurde im Jahr 2011 an Friedrich Christian Delius verliehen, und das hat einige neue interessante Erkenntnisse gebracht. Zu den schönsten davon gehört, dass im Zuge dieser renommierten Auszeichnung der Göttinger Wallstein Verlag, auf germanistische Trouvaillen spezialisiert, nun auch die Dissertation von Delius ausgegraben hat. „Der Held und sein Wetter“ erschien zuerst 1971, in gesellschaftspolitisch turbulenter Zeit, in der Reihe „Literatur als Kunst“ im Hanser Verlag – man lasse sich das einmal auf der Zunge zergehen: eine Reihe, die so heißt, in einem großen Publikumsverlag!

Herausgeber dieser Reihe war Walter Höllerer, der Doktorvater von Delius, und Höllerer dürfte es auch gewesen sein, der seinen Schüler zu diesem Thema inspiriert hat. Denn der damals alles überragende Literaturmanager (sein Sohn Florian leitet bekanntlich das Stuttgarter Literaturhaus) hatte sich in den fünfziger Jahren über „Lachen und Weinen“ im neunzehnten Jahrhundert habilitiert, und an die von Höllerer zitierten Au-

toren schließt sich Delius durchaus an – vor allem in der Vorliebe für Jean Paul, den der junge Radikale am Schluss seines Buches als einziges leuchtendes Gegenbeispiel innerhalb der deutschen Misere charakterisiert.

Das Thema klingt eher feuilletonistisch und impressionistisch, doch Delius verband damit Ende der sechziger Jahre ein hartes ideologiekritisches Konzept. Er überführt sie „alter Tricks“, mit denen „die Romane ihre Leser einkochen“, wie es der Autor Wolf Haas in seinem Vorwort zusammenfasst. Wenn die Tragödie unausweichlich wird, regnet es im deutschen poetologischen Realismus. Und wenn die Bürger zukunftsgewiss in den Tag hineinleben, lacht ihnen die Sonne Homers. Diese Eindeutigkeit ist es, die Delius als literarische wie auch politische Ideologie brandmarkt.

Der Roman war nach der gescheiterten Revolution von 1848 die Form, die den bürgerlichen Leser in eine „Scheinwelt“ entführen sollte, dafür gab es sogar programmatische Begründungen. An den Beispi-



40 Jahre später: F. C. Delius Foto: vario images

len der Bestsellerautoren Otto Ludwig und Wilhelm Raabe zeigt Delius die Probleme dieser falschen Eindeutigkeit auf, bei Fontanes Roman „Unwiederbringlich“ dringt er zu der Möglichkeit melancholischer Kompromisse vor, bis er in einem Ausblick

mit Robert Musil „die Zersetzung der Emotionen durch Reflexionen“ als längst überfällige Konsequenz darstellt. Und in dem bewunderten Jean Paul entdeckt er ein fast zeitgenössisch anmutendes ästhetisches Programm, das mit den Erwartungshaltungen des Lesers furios spielt. Der junge Delius beweist hier ein für eine wissenschaftliche Arbeit auffälliges, sehr sensibles literarisches Gespür.

Das Ganze wurde am äußerst bewegten Ende der sechziger Jahre geschrieben, und das merkt man vor allem der Einleitung an. Sie ist ein eindrucksvolles historisches Dokument. Delius zeigt sich etwas zerknirscht, dass er sich mit diesem eigentlich doch eher irrelevanten Thema aufgehalten habe, und übt harsche Selbstkritik: Er kreidet sich selbst „methodische Mängel“ an und beklagt, dass er noch nicht zu einer „materialistischen Literaturkritik“ vorgegangen sei. Gemach, gemacht: es ist ein sehr detailliertes, intelligentes Buch und eine wunderbare Zeitmaschine – zum einen führt sie ins merkwürdige deutsche Biedermeier zurück, zum anderen aber in lustige revolutionäre Aufbruchzeiten.

F. C. Delius: Der Held und sein Wetter. Ein Kunstmittel und sein ideologischer Gebrauch im Roman des bürgerlichen Realismus. Mit einem Vorwort von Wolf Haas, Wallstein Verlag, Göttingen. 221 Seiten, 24,90 Euro.